

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Oderischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur G. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 13. Juni 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

Die Mutter blickte sie noch immer mit ängstlichen großen Augen an, als bedrückte noch etwas ihre Seele. Sie mühte sich zu sprechen, aber vergeblich. Helene neigte ihr Ohr an der Kranken Mund, da tönte es wie ein Hauch zu ihr in bangem Zweifel:

„Aber Dein Gatte?“

„Er beauftragte mich, es Dir zu sagen, Mutter, auch er wollte den Schwestern Vater sein.“

Ein Schein der Beruhigung flog über das Gesicht der Sterbenden; sie schloß die Augen, als wolle sie schlafen, und sie schlief bald wirklich; aber nicht einen Schlaf, aus dem es ein Erwachen giebt, sondern den ewigen Schlaf.

Helene stand am Lager der Todten und hielt beide Schwestern an der Hand.

„Ihr hörtet, was ich der Mutter versprochen habe. Ihr sollt jetzt unsere, meine und meines Mannes Kinder sein. Versprecht auch Ihr mir nun im Angesicht der geliebten Todten, uns gute, gehorsame Kinder sein zu wollen, und in Liebe und Vertrauen uns anzugehören.“

Lenore stand mit trockenen Augen und schmerzvoll zuckenden Lippen da, Jenny aber fiel der Schwester um den Hals und rief schluchzend:

„Ja, ich verspreche es!“

„Und Du, Lenore?“

„Ich bin kein Kind mehr wie Jenny und mag nichts versprechen, von dem ich nicht weiß, ob ich es halten kann. Bis jetzt habt Ihr uns wenig Grund zu Liebe und Vertrauen gegeben, und wenn Du auch wohl schuldlos daran bist, aber Dein Mann war hart gegen die Mutter, gegen uns.“

„Vielleicht war diese Härte nur eine scheinbare, um Euch zum Ernst zu erziehen, der uns allen fehlte,“ und als Lenore eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte, fügte Helene hinzu: „Doch darüber zu sprechen ist hier nicht der Ort. Ich will Euch nur noch daran erinnern, daß mein Gatte jetzt schwer leidend ist, und daß ich deshalb die höchste Rücksicht und Liebe für ihn verlangen muß. Ihr werdet das nicht vergessen.“

Diesmal wartete sie keine Antwort ab, sondern begab sich auf ihr Zimmer, um dem Präsidenten das traurige Ereigniß zu melden.

Wenige Tage, nachdem die Hülle der Verbliebenen zur letzten Ruhe bestattet und die nötigsten Anordnungen über den Nachlaß, der eben nur die angemeldeten Schulden deckte, getroffen worden

waren, reiste Helene in Begleitung ihrer beiden Schwestern nach M. zurück, wo dieselben jetzt ihre Heimat finden sollten.

Als sie am Abend nach ihrer Rückkehr am Rollstuhl des Gatten saß, faßte er ihre beiden Hände und sagte ernst:

„Das Schicksal prüft uns schwer, liebe Helene. Doch auch in schwerer Zeit nicht zu verzagen, muthig den Kopf oben zu behalten, wenn uns die Wetter umdrohen, darin zeigt sich die Kraft und der Charakter des Menschen. Nicht allein, daß Tod und Krankheit uns heimgesucht haben, auch in unserer äußeren Lage werden durch meine Krankheit betrübende Veränderungen eintreten müssen. Ich benutzte Deine Abwesenheit, um unsern guten Doktor einmal wieder ernstlich ins Gebet zu nehmen. Er kann mir weder bestimmt völlige Genesung versprechen, noch auch den Zeitpunkt angeben, wo sich mein Zustand definitiv entscheiden dürfte. So bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Abschied zu nehmen, da es gegen meine Ehre ist, noch lange ein unnützer Brotesser am Tische des Staates zu bleiben. Meine Pension wird ansehnlich genug sein, um uns eine standesgemäße Existenz zu sichern; aber immerhin werden wir uns in vielem beschränken müssen, da unsere liebe Familie durch Deine lieben Schwestern noch einen Zuwachs erhalten hat. Das Vermögen aber, dessen Mißbrauch mir bisher zustand, gehört, wie Du weißt, zum größten Theil meinen beiden Töchtern, da es von ihrer Mutter stammt. Das Kapital, das ich mit Recht als mein Eigenthum bezeichnen kann, wird vielleicht gerade genügen, uns eine kleine Besitzung außerhalb der Stadt zu erwerben, was für meine wie Hildegards Gesundheit und des Genusses einer freieren Luft wegen wünschenswerth ist. Ich glaube, mein Kind, daß Du nach dem, was ich Dir eben mittheilte, verstehen wirst, warum ich Deine Mutter und Schwestern einer gewissen Beschränkung unterwarf, warum ich auch jetzt darauf halten muß, daß Lenore und Jenny in irgend einem Zweige weiblicher Thätigkeit sich so weit ausbilden, um, im Falle sie nicht heiraten, einen Broterwerb zu haben.“

Er sah Helene fragend an, sie aber beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„O, ich habe das verstanden, als ich am Sterbebette der Mutter stand, und habe Dir im Herzen gedankt für alles, was Du an uns gethan hast und noch thust.“

Er zog sie an sich und schaute ihr eine Weile prüfend in die Augen.

„Helene, meine Helene, ja, jetzt bist Du so, wie ich meine Frau mir wünsche, jetzt ist der Krüppel glücklicher im Herzen, als damals der lebensvolle Mann an der Seite des schönen Weibes, dessen Herzen ihm entfremdet war, weil es ihn nicht verstand. Aber Du, Du junge Krankenpflegerin, die ihr Geschick an den Stuhl eines Gelähmten bannst, wirst Du nie bereuen, was Du aufgegeben hast, wird nie ein anderes Bild zwischen Dich und den Gatten

treten, der Dir jetzt keine Freuden, nichts mehr bieten kann, als seine Liebe, seine treue, wahre, geprüfte Liebe?"

„Nie, nie!“ rief sie erschüttert. „Diese Liebe ist weit mehr, weit mehr, als ich verdiene.“

XVI.

Der Frühling nahte; aber während in Deutschland die Knospen an Bäumen und Sträuchern sich noch schüchtern vor den rauhen Winden borgen, grünte und blühte es schon jenseits der Alpen in voller Herrlichkeit.

Seit mehreren Monaten bereits hatte Ortman Benedig verlassen und war mit seiner Familie nach einer neu erworbenen Besitzung auf den Höhen Veronas übergesiedelt, sehr zum Mißfallen von Frau Virginia, die an Roms heitere Geselligkeit seit Jahren gewöhnt, dieselbe jetzt schmerzlich vermied. Ortman jedoch, der Ruhelose, den man in Freundeskreisen scherzend den Unstäten nannte, weil seine künstlerischen Studien ihn gleich einem Zugvogel von einem Ort zum andern führten, empfand nun ein Sehnen nach der Stille ländlicher Zurückgezogenheit, nach einem festen Heim, in dem er allein seiner Familie, seinen Arbeiten leben konnte, und Editha, das junge, aufblühende Mädchen, die vielumworbene Erbin, theilte ungewöhnlicherweise dieses Sehnen. So war denn Frau Virginia überstimmt und mußte sich grollend in das Unabänderliche fügen, im Stillen nur getröstet durch die Hoffnung, jene sonderbare Laune von Mann und Kind werde bald wieder verrauschen, denn eine Frau wie sie, die ihr ganzes Leben hindurch sich nur von Launen hatte leiten lassen, konnte natürlich auch bei anderen nur einen gleichen Grund bei ihren Entschlüssen voraussetzen. Indessen lag dieser Grund tiefer, als sie ahnte. Die Mutter hatte keinen Blick für das Seelenleid, an dem Editha krankte, der Vater aber erkannte es, ohne daß nur ein Wort darüber zwischen ihm und seiner Stieftochter gewechselt worden wäre. Er wußte, daß sie eine getäuschte Hoffnung zu überwinden, eine junge Liebe zu begraben hatte, und kam ihr in zarter Fürsorge entgegen, den Schmerz der Entsagung ihr zu erleichtern. In Rom wäre eine Begegnung mit Walter, der in den gleichen Gesellschaftskreisen verkehrte, unvermeidlich gewesen, deshalb zog es Ortman vor, von der ewigen Stadt, an die auch ihn zahlreiche Bande knüpften, fern zu bleiben. Er wählte den Aufenthalt in einer schönen, heitern Natur, deren lieblicher Friede sich besänftigend auf alle Unruhe des Gemüths legt. Und was er hoffte, schien sich zu erfüllen. Nur wenige Wochen erst weilte Editha in der frischen Luft der Veroneser Höhen, und schon rundete sich wieder ihr schmaler gewordenes Gesicht, gewannen die Augen wieder ihren früheren Glanz. Die kleine Landwirthschaft, der Wein- und Delbau interessirte sie. Die Villa, im eigentlichen Sinne ihr Besitzthum, da sie die Mittel zu deren Ankauf gegeben hatte, war ihrer Aufsicht anvertraut. Hatte doch Frau Virginia, mit dieser Einrichtung gern zufrieden, schon im voraus erklärt, sich niemals zur Weinbäuerin, wie sie sich ausdrückte, herabwürdigen zu lassen. Editha dagegen fand ihre Freude daran, die Tauben zu füttern, ihre Lieblingsblumen zu pflegen, mit dem Gärtner die Weinberge, den Olivengarten zu durchwandern. Die Lage der Besitzung war eine höchst reizvolle. Auf einem Höhenrücken zwischen zwei Thälern bot sie die köstlichsten Fernblicke, hier auf die Stadt Verona mit ihren prächtigen altklassischen und mittelalterlichen Bauwerken, dort in die blühende, von Weingelände durchzogene, fruchtbare Ebene, aus der zahlreiche Ortschaften und Schlösser, unter letzteren das altberühmte und berühmte Kanossa, aus schattigen Park- und Baumpflanzungen sich malerisch erheben. In der Ferne schlossen die edel geschwungenen Linien der cimbrischen Alpen das weite Panorama wie in einen gewaltigen Rahmen, ein Bild von großartiger Schönheit darbietend, bei dessen Anblick die Seele sich weiten, den Abglanz der Erhabenheit der Schöpfung in sich aufnehmen muß. Auf Edithas empfängliches Gemüth wirkte dieser Aufenthalt in einer so herrlichen Natur ungemein besänftigend.

Sie lernte mit milderem Sinn die Unvollkommenheiten der Menschen beurtheilen. Nur mit Theilnahme gedachte sie Walters und bemühte sich, aus ihrem Herzen jeden Gedanken an ein geträumtes Glück zu bannen, das ihr in unerreichbare Ferne gerückt schien. Ihre gesunde Natur verlangte nach der Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichtes der Seele. Sie wollte das Vergangene auslöschen, um ein neues Leben zu beginnen, ein Leben voller Pflichten, voll Arbeit, in einem festen, wenn auch beschränkten Kreise. Das alles fand sie in der Verantwortlichkeit des Besitzes, in der Sorge für die ihr Untergebenen, und Ortman konnte sich von Tag zu Tag mehr Glück wünschen, durch den Kauf der Villa das Richtige gefunden zu haben, um die ihm anvertraute theure Tochter vor einem Versinken in unfruchtbareren Liebeschmerz zu bewahren. Da drohte ein aus Rom eintreffender Brief den mühsam gewonnenen Frieden wieder zu zerstören.

Der Legationsrath von Siedstetten sandte an Ortman und dessen Familie eine Einladung, das Osterfest in Rom bei ihm zu verleben. Es war das halb und halb in Benedig abgemacht worden, im Falle, was nun zwar nicht eingetroffen war, daß die Vollendung des Venezianischen Bildes sich bis zum Frühjahr verzögern sollte. Der Legationsrath empfahl dem Maler zugleich sehr warm den Besuch der im Palazzo Casarelli eröffneten Ausstellung der deutschen Künstler und theilte beiläufig mit, daß der junge Grumbach vom klimatischen Fieber befallen, auf Anordnung des Arztes wahrscheinlich schon in kürzester Zeit Rom verlassen und zu mehrwöchentlichem Aufenthalt in die Berge gehen werde. Ortman verstand diese Andeutung und blickte Editha fragend an. Statt dieser aber nahm Frau Virginia das Wort.

„Natürlich reisen wir“ rief sie, „es thut noth, daß man wieder unter Menschen kommt. Hier sind wir wirklich in Gefahr, aus dem Duche der Gesellschaft völlig ausgestrichen zu werden, die Abwesenden sind nur zu halb auch die Vergessenen.“

Editha wechselte die Farbe und blickte schweigend vor sich nieder. Ihr Herz klopfte heftig; Walter krank, einsam vielleicht und unglücklich! Ihr erster Gedanke war der Mutter beizustimmen, um in seine Nähe zu eilen, im Falle der Noth ihm beispringen zu können. Die Ueberlegung aber setzte dieser Aufwallung sofort wieder ein entscheidendes „Nein“ entgegen. Was gab ihr das Recht, sich zu seiner Schützerin, zur Pflegerin in der Krankheit aufzuwerfen? Hatte er sich nicht für immer von ihr gelöst?

Ortmanns Augen ruhten voll Theilnahme auf Edithas, den Kampf ihrer Seele verrathenden Zügen, dann wandte er sich zu seiner Frau mit der Erklärung, er sei entschlossen, die Einladung zum Osterfest abzulehnen, dagegen sogleich auf einige Tage die Gastfreundschaft der Siedstetens für seine Person in Anspruch zu nehmen, da er in der That schon willens gewesen sei, die Ausstellung, die ihn natürlich ungemein interessirte, zu besuchen.

Frau Virginias Wangen rötheten sich bei dieser Rede vor Zorn. „Aus welchem Grunde,“ rief sie, „willst Du es uns versagen, einige frohe Tage im Kreise befreundeter Menschen zu verleben, während Du selbst Dir diese Freude zu gewähren gedenkst?“

„Aus dem einfachen Grunde,“ entgegnete Ortman gelassen, weil die Gesundheit Deiner Tochter es wünschenswerther erscheinen läßt, daß sie sich dem Einfluß der erfrischenden Luft dieser Höhen nicht so rasch wieder entzieht und mit dem ungesunden Klima Roms vertauscht.“

Editha warf ihrem Stiefvater einen Blick innigen Dankes zu. Jetzt erst fühlte sie ganz, wie richtig das Gefühl gewesen sei, das sie davon abmahnte, dem Drange des Herzens die weibliche Würde zu opfern. Frau Virginia schob hastig ihren Stuhl zurück und verließ wortlos, noch voll inneren Grimmes das Zimmer. Wußte sie doch seit lange, daß ihres Gatten Wille unbeugsam, alles Widerreden von ihrer Seite nutzlos sei. O, wie dachte sie jetzt oft mit Thränen der Reue an jene Zeiten zurück, als sie an der Seite des genußliebenden, bequemen Nürnberg, den sie um des Mannes

willen, der sie jetzt tyrannisierte, verlassen hatte, ein Leben voll Glanz und Freude führte! —

Wenige Tage darauf trat Ortman seine Reise nach der ewigen Stadt an, die ihn in ihrem herrlichsten Festgewande empfing. Alle Plätze und Gärten, die zahlreichen Villen mit ihren prächtigen Parkanlagen strahlten im kostbarsten Frühlingschmucke, Rosen und Kamelien entfalteten ihre farbige Pracht, die dickblättrige Aloe hatte baumhohe Blütenstengel emporgeschossen, in welcher Schönheit nickten die niederhängenden Blüten der Azaleen, und zwischen dem dunkeln Grün der Cypressen und Pinien leuchtete die purpurne Pracht des Judasbaumes, der seinen Namen der bekannten Sage verdankt, Judas habe sich nach seinem Verrathe am Herrn an dessen Stamm erhängt.

Gegen Sonnenuntergang wogte und wallte es auf der breiten Straße des Monte Pinzio von Spaziergängern, Equipagen und Reitern. An die Balustrade vor der Villa Medici gelehrt standen Ortman und der Legationsrath von Gickstetten, ersterer voll stiller Andacht nach längerer Abwesenheit die Sonne wieder hinter der heiligen Roma nieder sinken sehend, aus der in ihrer schönen mächtigen Linie vom Abendstern verklärt die Peterskuppel in den klaren Aether des lichten Himmels ragt. In den Gärten der Villa Medici rauschten die Pinien leise im Abendwinde, von der nahen Kirche begannen die Besperglocken zu läuten, balsamisch durchzog der Duft der Rosen und Veilchen die milde Luft. Es war ein Moment voll hoher Schönheit, in der jedes Herz freudiger, hoffnungsvoller aufklopft, die Schatten der Trübsal zerfließen vor dem Anblick der Herrlichkeit von Gottes Schöpfung.

„Erzählen Sie mir jetzt von Ihrem Veronesischen Tuskulum,“ unterbrach der Legationsrath die Träumereien des Ansichersunkenen und schob seinen Arm in den des Malers, mit ihm den Heimweg anzutreten. „Ihr neues Besitztum muß von paradiesischem Reize sein, um einem Mann von Ihrem künstlerischen Wirken eine Entschädigung für die selbstgewählte Einsamkeit zu bieten.“

„Besondere Reize hat sie allerdings aufzuweisen,“ entgegnete Ortman lächelnd, „wenn auch andere als das unvergleichliche Rom, das mit allem Zauber der Vergangenheit, allem Reiz seiner eigenartigen Umgebung historisch wie landschaftlich einzig in der Welt dasteht. Rom ist eine Königin, die den Schmuck von Jahrtausenden auf ihrem Purpur trägt, vor der man bewundernd das Knie beugt, meine Villa dagegen eine schlichte Landschönheit, an deren Busen man gern ausruht nach den Mühen des Tages, die im Antlitz einen stillen, beglückenden Frieden trägt.“

„Für einen Historienmaler aber,“ warf Gickstetten ein, „dürfte doch die königliche Schönheit befruchtender sein, als der ländliche Viebreiz, und wenn er noch so berückend erschiene.“

„Die Befruchtung werde ich auch nicht aufhören mir in Rom zu suchen. Einige Wintermonate gedente ich alljährlich meinen Tribut der Großstadt zu zahlen. Danach aber, glauben Sie mir, thut es gerade auch dem Künstler gut, in voller Stille allein der Arbeit, der Selbststeife zu leben. Gar zu viel aufeinander gehäufte Eindrücke und Anregungen machen leicht zerfahren, hindern die geistige Sammlung, wie ja uns Künstlern heute nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht wird, daß wir viel technische Fertigkeit, aber wenig Gedanken haben. Ich glaube den Grund dafür in dem gar zu zerstreuten, alles Denken nur auf der Oberfläche festhaltenden Gesellschaftsleben zu finden.“

„Das gebe ich Ihnen gern zu,“ führte der Legationsrath jetzt mit größtem Ernst das Gespräch fort. „Nicht allein der Künstler, auch jeder andere in der Welt lebende Mensch fühlt wohl zuweilen drückend, wie geräuschvoll gleich einem dahinbrausenden Strome das Leben verfließt, und wie wenig Punkte es giebt, auf denen er mit Befriedigung das Auge haften lassen kann, wenn er am Ende angelangt, den Blick zurückwendet. Ja, wer es wie Sie haben könnte, Ortman! Aber wir Beamten müssen uns fügen, uns bleibt kaum eine Zeit der Muße, jedenfalls ist dieselbe nicht lang genug,

den ermüdeten Geist und Körper wieder so zu erfrischen, wie es nöthig wäre, um die Spannkraft nicht zu verlieren. So aber bleibt einem nichts anderes übrig, als mit dem Strome zu treiben und froh zu sein, wenn man nicht auf halbem Wege schon an einer Klippe scheitert.“

„Mein lieber Gickstetten,“ rief Ortman warm und drückte des Legationsrathes Hand, „wer wie Sie noch die Empfindung für das Unzulängliche dieses Betriebes bewahrt, dem fehlt die Spannkraft des Geistes gewiß nicht, der ist noch im Besitze der vollen Kraft, im gegebenen Augenblicke sich hinaus über allen Dunst der Alltäglichkeit zu schwingen, dem hohen Ziele zuzustreben, das göttliche Offenbarung uns vorgesezt hat.“

Der Legationsrath seufzte.

„Wenn nur nicht neben dem Zuge der Zeit nach oberflächlichem Genuße auch noch mannigfache kleine, tägliche Sorgen uns hinabzögen aus der reineren Atmosphäre, in der wir atmen möchten. Doch Sie kennen das ja auch, Ortman. Man glaubt als Jüngling so leicht, wenn man nur in der Lebensgefährtin eine äußerlich angenehme, in den Sitten der Welt gewandte Frau, eine anmuthige Hüterin der Penaten des Herdes gewänne, hätte man alles, was zum Glücke nothwendig sei. Ach, und wie leiden wir gerade durch den täglichen Verkehr mit einer nur äußerlichen, ja vielleicht einem tieferen Erfassen des Lebens abgeneigten Natur. Ein wahres Glück kann dem Manne nur dann die Ehe geben, wenn ihm in der Gattin ein gleich empfindendes Gemüth, ein gleich hinauftreibender Geist begegnet. Doch diese Erkenntniß kommt uns leider gewöhnlich zu spät.“

Schon war es seit lange kein Geheimniß zwischen diesen Männern, daß beider Gattinnen ihnen nicht das boten, was sie sich wünschten. Bei Ortman aber trat zu dem Gefühl der Unbefriedigkeit noch der Gewissensvorwurf hinzu, durch eine Schuld den Besitz einer Frau sich errungen zu haben, die ihn in jeder freieren Entwicklung, an jeder edleren Gestaltung seines Daseins hinderte. Aber eben weil er diese Schuld fühlte, ertrug er auch die Folgen seiner leidenschaftlichen Verirrung gleich einer ihm vom Schicksal auferlegten Sühne. Er begehrte kein Glück mehr für sich, desto ernster aber war er für das des ihm anvertrauten Kindes, seiner Tochter Editha besorgt. Sie sollte vor einem dem seinen ähnlichen Lose bewahrt bleiben, sollte in dem Gatten den reinen Widerklang der eigenen Seele finden, ohne den, wie es ja auch Gickstetten bestätigte, kein Glück zu erhoffen sei.

Dem in ihm angeregten Gedankengange folgend, richtete er jetzt an den Legationsrath die Frage nach dem jungen Grumbach. Hatte er doch in Grumbach den Mann zu finden geglaubt, der gerade für Edithas Wesenheit paßte, für den sie eine richtige Ergänzung wäre. Und auch jetzt noch, trotz all des Geschehenen, konnte er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß hier das Glück für Editha liege, und nur Mißverständnisse es seien, die diese beiden trennten, Mißverständnisse, die nicht sie selbst, die aber wohl ein Dritter zu lösen imstande sein könne. Wenn auch Editha über das Vorgefallene gegen ihn ein berechtigtes Schweigen bewahrt hatte, so war ihm doch von anderer Seite und namentlich durch Gickstetten manches zu Ohren gekommen, was ihm einen Einblick in Walters Leben, eine Erklärung seines seltsamen Benehmens gewährte. Er, der an den Folgen eines in Leidenschaft begangenen Vergehens für sein ganzes Leben zu leiden hatte, konnte den Stab über Walter nicht brechen. Wenn derselbe von seiner unseligen Liebe gesunden, zur wahren Erkenntniß von Edithas Werth zu gelangen vermochte, dann könnte noch alles gut, das Vergangene vergessen werden, eine schönere Zukunft ihm blühen. Aber war eine Möglichkeit dazu vorhanden, die Seele Walters kräftig genug, die Nebel der Leidenschaft zu durchdringen, zur Klarheit zu gelangen, ohne die er des Besitzes eines Mädchens wie Editha nicht würdig war? Das war die Frage, über die Ortman sich während seiner Anwesenheit in Rom Aufklärung zu verschaffen gedachte.

Der Legationsrath betrachtete erst einen Augenblick forschend seinen Gefährten, ehe er antwortete.

„Sie hätten unbesorgt,“ sagte er dann, „Fräulein Editha herführen können, es wäre keine Gefahr einer Begegnung vorhanden. Grumbach ist so angegriffen von dem Fieber, daß er nur eine Stunde täglich ausfährt; sobald er sich etwas gekräftigt hat, vielleicht noch vor dem Feste verläßt er schon Rom.“

„Sie irren sich in Ihren Voraussetzungen, Baron, entgegnete Ortmann, demselben frei ins Auge sehend. „Editha fürchtet so wenig eine Begegnung mit Grumbach wie ich, sie vermeidet vielleicht eine solche und dazu hat Sie Grund, wie Sie zugeben werden. Anders ich, es ist mein Vorsatz, Grumbach aufzusuchen.“

Der Legationsrath machte ein sehr erstauntes Gesicht, nickte dann aber beifällig.

„Das ist recht, vergeben und vergessen. Ich bin überzeugt, Sie werden dem armen Jungen eine große Freude durch Ihren Besuch bereiten. Er hat innerlich und äußerlich viel durchzukämpfen gehabt in den letzten Monaten und scheint mir auf dem besten Wege, ein Hypochonder und Menschenfeind zu werden.“

Damit wurde der Gegenstand des Gesprächs abgebrochen. Wenige Tage darauf führte Ortmann seinen Vorsatz aus und begab sich nach der Wohnung Grumbachs. Er fand den früher so frischen jungen Mann sehr verändert, mit eingefallenen Augen und gelblicher Gesichtsfarbe, doch flog ein Freudenschimmer über seine Züge, als er Ortmann erblickte.

„Sie hier?“ rief er und reichte dem Eintretenden beide Hände entgegen, „hier in Rom und bei mir? — Sie kommen dem scheinbar so Unbankbaren noch mit alter Freundlichkeit entgegen?“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ wehrte Ortmann ab. „Ich komme zu dem kranken Freunde. Gickstetten sagte mir, der Arzt habe Ihnen Luftveränderung, Reisen verordnet, Sie wollen in kürzester Zeit Rom verlassen?“

„Sobald es möglich ist,“ rief Walter. „Die Luft preßt mir hier die Brust zusammen, ich hoffe, der Druck wird weichen, wenn ich erst auf den Höhen, fern dem Gewühle der Menschen, atmen kann.“

„Auf den Höhen,“ wiederholte Ortmann und blickte Walter ernst in die Augen. „Ständen wir noch zueinander wie früher, ich würde sagen: kommen Sie mit mir. In meiner Villa finden Sie alles, was Sie wünschen, frische erquickende Luft, Einsamkeit.“

Walter erröthete und wandte sich ab.

„Ich habe gehört,“ sagte er, „auch Sie haben sich aus dem Geräusch des Weltlebens in eine schöne Zurückgezogenheit geflüchtet. Ich wünsche Ihnen Glück dazu und möchte Sie beneiden um die Freiheit, die niemand Ihnen beschränken kann als Sie selbst.“

„Das wäre doch zu viel gesagt, lieber Herr von Grumbach. Kein Mensch auf Erden ist wohl ganz frei, und wenn sonst von niemand, so doch von den Verhältnissen abhängig. Auch ich würde mich zu dieser Zurückgezogenheit nicht haben entschließen können, theilte meine Tochter nicht mit mir die Neigung zum Stillleben in der Natur. Meine Frau, wie Sie sich denken werden, entbehrt schwer die Genüsse der Großstadt. Da ich aber auch ihren Neigungen für einige Monate im Jahre nachzugeben gedenke, so darf sie wohl zufrieden sein.“

Ortmann sprach das nicht ohne Bitterkeit, und der sorgenvolle Zug auf seiner sonst so heiter-freien Stirn zeigte Walter deutlich, welch ein Mißton das Leben des Künstlers durchklinge. Eine unbefriedigte Ehe! Unwillkürlich stieg das Bild Helenens vor ihm auf. Waren es nicht ähnliche Verhältnisse, die ihn an der Seite der einst so angebeteten Frau hätten erwarten können? Ähnliche, wenn eine Helene mit jener leichten, glänzenden Salon dame, der Gattin Ortmanns, zu vergleichen wäre. Und doch hatte diese Salon dame Helene an Muth übertroffen, als sie um ihrer Liebe willen ältere, geheiligte Bande zerriß, oder waren es doch gerade die edleren, von ihm so bewunderten Eigenschaften von Helenens

Natur, die sie davor zurückbeben ließen? Wie oft hatte er darüber gedacht, gegrübelt, ohne doch zur Klarheit zu gelangen. Krank und elend war er darüber geworden, verbittert und menschenscheu; blieb doch das eine Resultat sicher, sein Lebensglück hatte einen unklügelbaren Miß bekommen; er glaubte nicht mehr an eine bessere Zukunft.

„Fräulein Editha geht es gut?“ zwang er sich endlich zu fragen in Erinnerung an die ihm bewiesene Güte des lebenswürdigen Mädchens, deren Herz er einst hätte gewinnen können, wenn — ja wenn alles anders gewesen wäre. Jetzt hatte sie wohl längst die kurze Episode ihres Lebens vergessen, während welcher er ihr nahe gestanden. Ein anderer nahm wohl seinen Platz neben ihr ein ein Bewerber, der ihr die Einsamkeit des Landlebens erheiterte. Fragend, mit halb lächelnder Neugierde, in die sich doch ein gewisser Schmerz um das ihm Verlorene mischte, blickte er auf Ortmann, als erwartete er von demselben zu hören: „Seien Sie ruhig, ich komme, die Freundschaft mit Ihnen wieder anzuknüpfen, weil Sie meinem Hause nicht mehr gefährlich sind, Editha hat gewählt oder ist im Begriffe zu wählen.“ Indessen, nichts von alledem kam über die Lippen Ortmanns; er blickte ernst, ja mit einem gewissen Vorwurf auf Walter, als er antwortete: „Editha ist nicht mehr das frische Mädchen, von dem Sie sich in Venedig — verzeihen Sie, wenn ichs offen ausspreche — in etwas brüskter Weise trennten. Sie hat gelitten, und wenn auch ihre gesunde Natur das Leiden überwand, so ist dasselbe doch nicht ohne Spuren zu hinterlassen an ihr vorübergegangen. Sie lebt eben mehr mit dem Gemüthe als andere Frauen, ist vielleicht zu ernst für die heutige Welt mit ihrem rasch wechselnden veränderlichen Sinn.“

Walter blickte zu Boden; ein Gefühl stieg in ihm auf, gemischt aus keimender Freude, aus Beschämung und Schmerz. Editha hatte um ihn gelitten, hatte seiner nicht vergessen, war ihm vielleicht noch zugethan, trotz alledem, was sich trennend zwischen sie und ihn stellte. — Und er hatte sie beurtheilt wie die gewöhnlichen Seelen, die sich heute für etwas begeistern, von dem sie morgen schon keine Erinnerung mehr haben. — Redete er sich doch in eine Mißachtung der Frauen hinein, dieses leicht veränderlichen Geschlechts, wie Goethe es nennt, die ihm helfen sollte, den Schmerz für die eine ihm Entriffene zu überwinden. Und nun war ihm, dem Verächter des weiblichen Charakters, wider sein Verdienst der Schatz einer reinen Liebe zugefallen, einer Liebe, deren Werth ihm jetzt erst wie eine Offenbarung aufging, nun er wußte, daß er jedes Anrecht an sie für immer dahingegeben hatte.

Nervenaufgeregt, wie er durch die Krankheit war, übermannte ihn die Empfindung; er legte die Hand über die Augen und klagte voll Bitterkeit:

„Ja, ein Verdammter bin ich, der allen Unglück bringt, denen er sich liebend nähert. Dort weilt eine Unglückliche, die ich, den Irrthum meines Herzens erkennend, verließ, vielleicht durch meine Schuld dem frühen Grabe zu; ein anderes, heißgeliebtes Weib, das ich von der Last einer liebeleeren Ehe erlösen, das ich frei, glücklich zu machen mich vermaß, zog schließlich doch den Platz am Krankenstuhl eines gelähmten Gatten dem Leben an meiner Seite vor, und sie, das holde, lebenswerthe Mädchen, Ihre Editha, Ortmann, wendet mir ihr Herz zu, nun ich, ein gebrochener Mann, mich für unwürdig erkennen muß, ein so junges, zu den höchsten Ansprüchen berechtigtes Leben an das meine zu fesseln.“

Ortmann legte seine Hand auf Walters Arm und neigte sich mit der Miene inniger Theilnahme ihm zu.

„Nicht so, Grumbach, nicht so!“ rief er. „Sie haben geirrt, ja, gefehlt vielleicht, aber wollen Sie deshalb Ihr Leben, in dessen Beginn Sie erst stehen, in unfruchtbaren Pessimismus sich verlieren lassen? Für den Mann giebt es nur eine Buße, die seiner würdig ist: das Streben, seine begangenen Fehler wieder gut zu machen.“

Walter blickte betroffen auf.

„Ortmann!“ rief er, „wäre es möglich? — Glauben Sie, daß mir verziehen werden könnte, daß ich nach allem, was mich vor den Augen Edithas herabwürdigen muß, noch hoffen darf, nicht ihre Neigung zu besitzen, nein wiederzugewinnen?“

„Wenn ich das nicht hoffte,“ entgegnete Ortmann freimüthig, „so wäre ich nicht hier. Wozu noch weiter hinter den Bergen halten und diplomatische Schachzüge versuchen, in denen ich meine Ungewandtheit nur zu sehr verrathen würde. — Ich kam zu Ihnen, Grumbach, weil ich überzeugt bin, daß Editha Sie liebt, weil ich in Sorge bin um das Glück des Kindes, das so vertrauend, so edelmüthig ihr Schicksal in meine Hand, die Hand des Mannes, legte, dem sie zu mißtrauen vielleicht mehr Grund, als ihn zu lieben hätte. Und mehr als das, ich fühle mich schuldig dem Kinde gegenüber, und möchte, was ich — wenn auch in guter Absicht — fehlte, wieder gut zu machen suchen. War ich es doch, der Sie, Grumbach, in mein Haus zog, der Sie Editha mit dem geheimen Wunsche zuführte, aus Ihnen beiden ein Paar zu machen. Ich hielt Sie für frei, für einen jener warmen, gefühlvollen Charaktere, die das Glück einer tiefen Frauennatur, wie die Edithas, zu begründen vermögen. Sie schienen mir beide für einander geschaffen; ich wollte dem Schicksal eine hülfreiche Hand bieten, und brachte statt dessen viel Leid über das junge Herz, das sich nur erschloß, um seine erste Blüte unter dem Eise der Enttäuschung verwelken zu sehen.“

„Halten Sie ein,“ unterbrach ihn Walter heftig, „nicht Sie, ich allein verdiene alle diese Vorwürfe, ich war der blinde Egoist, der in der Beschäftigung mit dem eigenen Schmerz achtlos die mir gespendete Güte, die Neigung Edithas hinnahm, sie mit dem Titel Freundschaft absand, ohne daran zu denken, Gabe für Gabe zu tauschen, ja in dem vollen Bewußtsein, ihr kein Gefühl bieten zu können, das ihrer werth gewesen wäre.“

„Welch ein Mann aber,“ warf Ortmann lächelnd ein, „wäre der Liebe eines so edlen Frauenherzens völlig würdig? Frage ich mich doch selbst oft dem kindlichen Vertrauen Edithas gegenüber mit Beschämung: Bin ich armer Sünder so vieler Huld und Güte werth? Und gleich dem Böllner an meine Brust schlagend, bitte ich dann Gott, mir gnädig zu sein und zu gestatten, mich dieses Vertrauens wenigstens einigermaßen verdient zu machen.“

Walter drückte tiefgerührt die Rechte Ortmanns; eine Weile saßen beide Männer einander stumm gegenüber, dann nahm Ortmann zuerst wieder das Wort:

„So bleibt mir jetzt nur noch die Frage an Sie, Grumbach: Sind Sie geneigt nach allem, was Sie von mir vernommen haben, statt in die Albanerberge zu gehen, mich nach meiner Villa zu begleiten, um dort Ihre Genesung zu erwarten?“

„Ortmann, haben Sie auch recht bedacht, was Sie mit diesem Anerbieten wagen? — Wenn Sie sich nun doch täuschten, wenn Editha mit ihren Gefühlen für mich bereits abgeschlossen hätte, wenn sie meine Bewerbung zurückwies?“

Diesmal lachte wieder der alte Humor von Ortmanns Stirn, als er antwortete:

„Wenn Sie sich einen Korb holten, Grumbach, so geschähe Ihnen, das werden Sie zugestehen, nach dem, was Sie verbrochen haben, doch nur Ihr Recht. Deshalb meine ich, Sie müssen selbst auf die Gefahr hin versuchen, Ihre Pflicht gegen Editha zu lösen, und sich ihrem Richterspruch auf Gnade und Ungnade ergeben.“

„So sei es!“ rief Walter jetzt entschlossen und mit einem freieren Ausathmen, wie es ihm seit Monaten möglich gewesen war. „Wann reisen wir?“

„Gleich morgen, wenn es Ihnen recht ist.“

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Das Probejahr.

Erzählung von Franz Werner.

(Schluß.)

Der 9. April kam. In Festgewändern pilgerten die Schülerinnen herbei, groß und klein, schier zahllos. Das Lehrpersonal, Damen und Herren, erschien. Die Väter der Stadt, staatliche und städtische Behörden waren zahlreich vertreten, um die Einweihungsfeier des „Augsapfels der Thalheimer Schulen“, wie man die höhere Mädchenschule nannte, zu einer erhebenden und würdigen zu gestalten. Reden wechselten mit Deklamationen und Gesängen, und des Himmels reichster Segen wurde vom ehrwürdigen greisen Seelenhirten auf Lehrende und Lernende erfleht. Zuletzt traten die Herren einen Rundgang an durch sämtliche Räume der Anstalt, von oben vom Boden bis unten zur Schuldienerwohnung im Keller. Leutselig unterhielten sie sich mit den beiden Bewohnern, namentlich war das Oberhaupt sehr freundlich. Er ermahnte die junge Frau, den Kopf hoch zu halten und weder die trüben Gedanken zurückzudrängen. Beim Verlassen der Anstalt äußerte er zu seiner Umgebung:

„Ein hübsches gesundes Paar, und wie nett sie ihr Nest eingerichtet haben!“

„Gewiß,“ fügte Kreisphysikus Dr. Rau, der zum Stadtverordneten-Kollegium zählte, hinzu, „gesund sind sie beide, aber gesund bleiben werden sie in der feuchten Wohnung nicht.“

„Aha,“ entgegnete der alte Stadtbaurath, „die Opposition regt sich wieder, waren Sie nicht s. B. auch dagegen, daß die Wohnung des Hauswarts in den Keller gelegt werden sollte? Natürlich finden Sie nun die Zimmer ungesund. Ich sage Ihnen, sie trocknen in den Sommermonaten vollständig aus!“

„Kimmermehr!“ widersprach Dr. Rau.

„Werden sehen!“ sagte der Baurath.

„Ja, werden sehen!“ sprach der Arzt, der das letzte Wort haben mußte.

Nächsten Tages begann der Unterricht. Die Frau Hauswart hatte genug zu hören und zu sehen. Bald lauschte sie den Akkorden einer Gefangabtheilung im Singsaal, bald beobachtete sie von ihrem Küchenfenster aus die Reigen, welche der Turnlehrer der Anstalt auf dem Schulhofe einübte. Dergleichen hatte sie noch nicht gesehen, und wenn die gepuzten jungen Mädchen mit Gesang in gleichem Schritt und Tritt die einzelnen Bewegungen und Wendungen ausführten, sich die jugendliche Schar zu einem schier unentwirrbaren Knäuel zusammenzog und sich dieses Wirrniss dann geschickt und anmüthig löste, so hüpfte ihr das Herz vor Freude. Am liebsten hätte sie mitgemacht. Der Hauswart hatte Botengänge zu verrichten, Treppen, Korridore und Klassen zu säubern, Beschäftigungen verschiedener Art. Das war ihm angenehm. Frau Zech half getreulich. Außerdem kam sie viel mit den Damen vom Kollegium in Berührung, die sich mit ihren kleinen Wünschen nur an die Frau Hauswart wandten. Beide erfüllten ihre Verrichtungen bis auf das bekannte Zippelchen, und daher waren alle freundlich zu den Kellerbewohnern. So kam es, daß sie sich immer wohler und heimischer fühlten, zumal auch die Lust in ihrer Wohnung besser wurde. War aber die Schulzeit vorüber, und hatte Zech nichts mehr zu thun, so nahm er sein Weib an den Arm und zog mit ihr hinaus in die Umgebung der Stadt. Pfingsten besuchten ihn die Eltern, und die braven Dörfler rissen Nasen, Mund und Augen auf über das imposante Schulhaus, die vielen Klassenzimmer und die bequeme innere Einrichtung. Doch waren sie nicht zu bewegen, sich dem Fahrstuhl anzuvertrauen, auf welchem des Winters die Kohlen in die einzelnen Etagen befördert wurden, und nicht vormochten sie sich das Funktioniren der elektrischen Leitung, welche von jedem Zimmer zum Hauswart führte, zu erklären. Das war ihnen neu und unbekannt, und mit ehrerbietiger Scheu betrachteten sie die Errungenschaften

der Kultur wie ihren Heinrich, welcher nicht abließ, die nöthigen Erklärungen zu geben. Das Verwundern der Mutter nahm kein Ende, und unverhohlen gab sie ihrem Erstaunen in Worten Ausdruck, während der Vater, nach echter Bauern Art, eine mißtrauische und superkluge Miene aufsetzte.

Das Glück ihrer Kinder sahen und erkannten jedoch beide, und Vater Zech war mit seiner Schwiegertochter wohl zufrieden, wenngleich sie auch kein Geld gehabt hatte. Befriedigt schieden beide von Thalheim und wußten daheim nicht genug zu erzählen. In den großen Ferien stellte Hauswart Zech einen Vertreter, der nachts in dem großen Hause schlief, und fuhr mit der Frau in die Sommerfrische zum Schwiegervater Kott und später zu seinen Eltern. Das waren prächtige Tage! Das Ende der Hundstage rief sie zu ihren Verrichtungen zurück. Nunmehr fing er an, sich einen geselligen Verkehr anzubahnen und zu schaffen. Er trat dem Verein der Militärantenwärter bei, um an den Vergnügungen und Festlichkeiten desselben theilnehmen zu können. Ein reger Verkehr entwickelte sich auch zwischen dem Hauswartpaare und einzelnen verheirateten Regimentskameraden. Waren die Frauen derselben von vornherein wohl etwas eingenommen gegen die Landpomeranze, so eroberte sich diese bald die Herzen im Fluge. Den rechten Werth seines Weibes kannte natürlich nur Herr Heinrich selbst, und er sah ein, daß Geld und Gut nicht allein glücklich zu machen vermögen, sondern daß ein trautes Heim, wie es ihm seine Frau geschaffen, dies auch vermag; ja, er ahnte, daß eine glückselige Häuslichkeit alles andere überwiegt. Wie wohl hatte er gethan, daß er seine Diefse gewählt, und in seinem Innern dankte er jenen beiden Dorfdamen recht herzlich, daß sie ihm einen Korb gegeben hatten.

Der Andrang zu der neuen höheren Mädchenschule war groß, und nach den Herbstferien mußte die zweite Klasse getheilt werden, da in ihr die Zahl der Schülerinnen bereits fünfzig betrug. Somit war eine neue Lehrkraft nothwendig geworden. In bereitwilliger Weise hatte der Magistrat die Mittel für eine neue Oberlehrerstelle bewilligt, und aus der Zahl der Bewerber war Herr Dr. Karl Lange als Sieger hervorgegangen. Er war längere Zeit im Auslande gewesen und dies gab den Ausschlag, da er vornehmlich den Unterricht der neueren Sprachen in den oberen Klassen erteilen sollte. Zwar war auch er unbeweibt, doch hatte man ihm die Heirat nicht zur Anstellungsbedingung gemacht. Eigentlich lag hierin eine Inkonsequenz des Magistrats, doch vielleicht hatten die Herren gedacht, diese Vorsicht bei einem gebildeten Manne nicht nöthig zu haben; oder aber glaubte dieser oder jener mit Töchtern gesegnete Stadtrath in ihm, dem unterheirateten Lehrer, vielleicht einen etwaigen Schwiegersohn erblicken zu können? Herr Lange wurde in herzlicher Weise vom Kollegium aufgenommen und fühlte sich bald wohl in seinem neuen Wirkungskreise. Der Direktor erkannte in ihm den begabten, pflichttreuen Lehrer, und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schätzten ihn als lebenswürdigen, stets hilfsbereiten Kollegen, während die Schülerinnen den neuen Oberlehrer einfach „süß zum Entzücken!“ fanden.

Der Monat Dezember brachte unfreundliches Wetter. Der Himmel war grau in grau gehüllt und sandte statt Schnee Regen hernieder. Die Straßen waren schmutzig und unsauber, und Gummischuhe und Regenschirme gehörten zu den unentbehrlichsten Gebrauchsartikeln. Die Influenza hielt ihren Einzug in Thalheim, und wenn sie auch vorläufig noch keine Opfer gefordert, so ersetzte sie die fehlende Bösartigkeit und Tücke vollauf durch die Häufigkeit ihres Auftretens. Sie herrschte bei Zivil und Militär und verschonte kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand. In jeder Straße waren Influenzkränke, und die Kasernements verwandelten sich in Bazarett. Auch die Böglinge der höheren Mädchenschule blieben nicht verschont, und einzelne Klassen wiesen viele leere Plätze auf, so daß der Direktor schon den Gedanken erwog, die Anstalt bzw. die stark entvölkerten Klassen zu schließen. Das Kollegium hatte sich bis jetzt recht wacker gehalten, und kein einziger Fall von Erkrankung

war, so lange die Schule das neue Gebäude inne hatte, vorgekommen. Plötzlich fehlte eines Tages Fräulein Feldt; die Influenza war bei ihr eingelehrt. Es war aber auch nur ein leichter Anfall, denn nach acht Tagen nahm die fleißige Dame ihre Thätigkeit wieder auf. Jedoch hatte sie sich zu viel zugetraut und ihre Unpäßlichkeit zu leicht genommen. Sie bekam einen Rückfall. Die tödtliche Krankheit packte sie mit erneuter Heftigkeit, zog auch die Lungen in Mitleidenschaft, und in kurzer Zeit war die beliebte Lehrerin todt. So mußte sie ihre Pflichttreue mit dem Leben bezahlen. Ein ungeheures Gefolge gab ihr das letzte Geleit, und unter Blumen, Kränzen und Palmwedeln schien der Sarg fast vergraben. Die letzten Grüße sandte ihr der Gesangschor der Anstalt in die Gruft, und bald deckte ein kleiner Hügel ein liebes, treues Menschenherz.

IV.

Die durch den Tod entstandene Lücke im Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule wurde durch Fräulein Hedwig Reid ausgefüllt. Die Dame war eine ehemalige Schülerin dieser Anstalt und hatte vor drei Jahren das Lehrerinnenexamen für höhere Schulen abgelegt. Sie besaß vorzügliche Zeugnisse und hatte bisher erfolgreich an einer der städtischen Volks-Mädchenschulen gearbeitet. — Die Influenza verschwand, und die Schülerinnen erschienen wieder vollzählig zum Unterricht. Während so in der mittleren und oberen Etage Gesundheit und Frohsinn herrschten, sah es im Keller trüb und traurig aus. Die Frau Hauswart war krank und elend. Ihre Gesichtsfarbe war blaß und ungesund, und ihre Augen lagen in tiefen Höhlen. Sie fühlte sich wie zerschlagen, denn eine allgemeine Mattigkeit lähmte ihr die Glieder. Nicht viel besser erging es Hauswart Zech, doch hielt er sich mit Gewalt aufrecht, zumal des Heizens wegen viel zu thun war. Unmöglich konnte er im Probejahr schwach werden. Frau Zechs Zustand aber wurde immer bedenklicher. Sie mußte das Bett aufsuchen und ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Dr. Rau kam und schob allein auf die Wohnung die Schuld. Eine schauerhafte Luft durchzog den Keller, und von den Wänden triefte das Wasser.

„Sie müssen sofort hinaus!“ befahl er.

„Aber wohin?“ fragte Zech.

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ lautete die Antwort.

Der Herr Kreisphysikus ging sofort zum Oberbürgermeister und zum Stadtbaurath und empfahl diesen Herren einen Besuch beim Schuldiener Zech. Sie kamen, sahen und staunten, und in aller Eile würde dem Hauswart eine Reserveklasse zur provisorischen Wohnung eingerichtet. Wohl hatte der Arzt Recht behalten. Unter Betten und hinter Spinden zeigte sich der Schwamm, der nicht allein in den Dielen, sondern schon in den Thürpfosten saß. Das war aber kein Wunder, denn der Baugrund, auf dem die Schule stand, war ein Sumpf gewesen, und das riesige Haus war auf sogenannten Brunnen erbaut. Das Stadtbauamt hatte gerade diesen Platz gewählt, weil er Eigenthum der Stadtgemeinde war, und somit der Erwerbung eines theuren Bauplatzes entzogen wurde. Diese Ersparniß war falsch angebracht, denn allein das Fundament in diesem Morast verschlang Unsummen, und als dann endlich der Bau fertig war, war der Kostenanschlag um einen ungeheuren Betrag überschritten worden, ein Punkt, der zu heftigen Auseinandersetzungen in einer Stadtverordnetenversammlung geführt hatte, da einzelne Stadtväter dies vorausgesehen und gewarnt hatten. Das Räumen der Dienstwohnung des Schuldieners gab natürlich der Opposition neue Nahrung, und zwei in einer folgenden Sitzung gestellte Anträge gelangten zur Annahme. Erstens: Hauswart Zech erhält eine andere Wohnung, und zweitens: Niemals mehr darf bei etwaigen Neubauten von Schulanstalten die Amtswohnung des Schuldieners in den Keller gelegt werden.

Nachdem Herr und Frau Zech die Wohnung gewechselt, gundeten sie allmählich. Inzwischen ging das Schulleben seinen gewöhnlichen Gang. Der Direktor hatte Glück, auch die jüngst eingetretene Lehrerin entsprach vollauf den Erwartungen, die man an

sie gestellt. Dazu war sie eine vornehme Erscheinung von einnehmender Anmuth und bezaubernder Liebenswürdigkeit. Was Wunder, daß sie bald der Liebling des Kollegiums wurde, und der Direktor die nöthigen Schritte einleitete, sich diese Dame dauernd zu sichern. Herr Oberlehrer Dr. Lange aber war ein großer Egoist, und strebte darnach, das Fräulein sein eigen zu nennen, sie ganz allein zu haben. Zu oft und zu tief hatte er ihr in die Augen geschaut. So war Gott Amor in die Schule gedrungen, aber nicht um zu lernen, sondern um seines Amtes schelmisch zu walten. Hinüber und herüber sandte er seine Pfeile, und gar gefährlich waren die Opfer verwundet, denn auch Fräulein Reid träumte im Wachen wie im Schlafen nur von ihm, dem Einzigen! Eine Erklärung hatte noch nicht stattgefunden, aber die Spannung war so groß, daß bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit dies wichtige Ereigniß stattfinden mußte. Zu verwundern war es, daß weder der Direktor noch die anderen Herren und Damen etwas merkten, nur Praktikus Bech ahnte es. —

Ein prächtiges Märzwetter hatte alle Klassen in der großen Pause auf den Schulhof gelockt. Fräulein Reid war, wie sonst gewöhnlich, nicht ins Damenzimmer gegangen, sondern in der Klasse geblieben, oder hatte vielmehr in der Klasse bleiben müssen. Das war auf folgende Weise gekommen: Der innere Thürdrücker der Klassenthür fiel fortwährend heraus, weil der verbindende Stift zu klein war. Daher hatte in der 9 Uhr-Pause ein Schlosserlehrling den Drücker abgeholt, um in der Werkstatt einen größeren Stift passend zu feilen. Während der Unterrichtsstunde von 9—10 war die Thür nur angelehnt und nicht geschlossen worden, da man sonst wohl in die Klasse hinein, aber nicht aus ihr heraus konnte. Beim Austreten hatte nun — war's Zufall oder Absicht? — die letzte Schülerin die Thür hinter sich zugemacht und Fräulein Reid war eingesperrt. Selbst ihr Brot konnte die Gefangene nicht verzehren, da es sich im Mantel befand, der im Damenzimmer hing. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, den Hauswart herbeizuklingeln, jedoch mochte sie ihn nicht beim Frühstück stören. Fräulein Reid öffnete ein Fenster und sog mit Wohlbehagen die kräftige Frühlingsluft ein. Ihre Gedanken weilten natürlich wieder bei ihm, wie gewöhnlich, wie immer. Wie merkwürdig hatte er sie heute wieder angesehen und ihr beim Morgengruß die Hände gedrückt! Nun öffnet jemand die Thür; sie dreht sich um und ein leiser Schrei entfährt ihr, denn auf sie zu eilt — Dr. Lange. Schnell hat er die Thür aufgemacht, und da des offenen Fensters wegen Zugluft entsteht, fällt sie klirrend ins Schloß, dermaßen, daß auch der äußere Drücker durch den heftigen Anprall herausfliegt. Fräulein Reid ruft eben noch: „Die Thür!“ als sie schon von zwei Armen liebend umfangen wird.

„Endlich allein, liebste Hedwig, laß, holdes Mädchen, das Lehren, bleibe das, wozu Dich die Natur schuf, bleibe nur Weib, werde mein Weib! Willst Du?“ sprudelt es von den Lippen des werbenden Pädagogen. Willenlos giebt sie sich dem Zauber des Augenblicks hin, und der Herr Doktor vernimmt ein leises „Ja!“ Die Lippen finden sich, und das Bündniß fürs Leben wird besiegelt.

„Komm, Liebste, daß ich Dich dem Kollegium als meine Braut vorstelle!“

„Aber Herr Doktor . . .“

„Wie? Bitte noch mal!“ unterbricht er sie lachend.

„Herr Karl . . .“

„Herr Karl ist gut!“

„Aber Karl! Sie . . . Du . . . Du kannst doch unmöglich sagen, daß wir uns hier in der Klasse verlobt haben, das ist gegen alle Schuldisziplin.“

„Aberdings, Liebchen, diesen Fall hat die wohlöbliche Schuldeputation nicht vorgeesehen, da ist offenbar eine Lücke!“

„Morgen!“ und ängstlich fügt sie hinzu: „Geh nur, geh, o Gott, wenn uns hier jemand überraschte!“ Und sie löst sich aus

seiner Umarmung, drängt ihn von sich und fährt fort: „Der Klatsch in der Schule, in der Stadt, unseres Bleibens wäre hier nicht mehr!“

Er sieht es ein. Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, und er eilt zur Thür, aber kann nicht — hinaus.

„Wo ist der Drücker?“

„Ach der Drücker!“ ruft Fräulein Hedwig und berichtet mit fliegendem Athem.

„Also eingesperrt, hurrah!“ ruft der Bräutigam und wirbelt mit seinem Bräutchen in der Klasse herum.

„Herr Oberlehrer!“ und ein vorwurfsvoller Blick trifft ihn. Der wilde Herr besinnt sich. Vergebens versucht er die Thür zu öffnen. „Was nun? In einer Minute muß es läuten, dann kommen die Mädchen!“ murmelt er.

Fräulein Hedwig geht auf und ab, die Augen voll Wasser und ringt die Hände.

„Es giebt keinen andern Ausweg, mein Lieb, wir müssen uns dem Hauswart anvertrauen.“

Sie nickt kummervoll: „Der wird Augen machen! Wird er auch schweigen?“

„Ich halte ihn für einen anständigen Menschen!“ erwidert der Herr Doktor, und schon drückt er auf den Knopf der Leitung, einmal und noch einmal. —

Schuldiener Bech hat mit seiner Frau den von Kreuzberg eingetroffenen Osterschinken geprobt. Er zieht die Uhr und erhebt sich, um das Geschäft des Läutens zu besorgen.

„Gieße nachher die kleine Wanne voll Wasser, ich will etwas Wäsche eintweichen!“ sagte seine Frau.

„Zu Befehl, gnädige Frau!“ spricht Bech. Da klingelt es. Er sieht nach dem Anzeiger. „Klasse 5,“ spricht er, „hat Zeit bis nach dem Läuten.“ Nun klingelt's noch einmal, anhaltend. „Das ist ja Sturm! Was kann dem Fräulein Reid geschehen sein?“ fragte er sich. Schnell eilt er die Treppen empor. „Der Schlosser ist noch nicht da,“ reflektirt er unterwegs, „sonst hätte er sich bei mir melden müssen, sollte vielleicht . . .“ und er lächelt verständnißvoll. Jetzt ist er oben. Er hebt den Drücker vom Boden und schiebt ihn in die Thür.

„Herr Bech?“ fragte eine tiefe Baßstimme.

„Sawohl, Herr Oberlehrer!“ antwortet dieser und denkt: Meine Ahnung!

„Bitte, öffnen Sie!“

Er thut's und vor ihm stehen Hand in Hand Dr. Lange und Fräulein Reid.

„Herr Hauswart, ich stelle Ihnen hier meine Braut vor, wir haben uns soeben verlobt.“

Heinrich Bech gratulirt ehrerbietigst und fügt hinzu: „Das hab ich mir gedacht!“

„Was,“ fragt Herr Lange, „daß Sie uns hier treffen werden?“

„Nein, daß — daß aus den Herrschaften ein Paar wird.“

„Aber,“ bittet die Braut, „nichts sagen, hören Sie? Nichts sagen, daß wir uns verlobt und Sie uns hier getroffen haben.“

Bech schlägt sich an seine Brust: „Mein Ehrenwort, gnädiges Fräulein!“

„Schön,“ antwortet Dr. Lange, „wir danken Ihnen!“

„Nun aber muß ich läuten gehn!“ spricht der Schuldiener und verschwindet. Auch das Brautpaar trennt sich. Hauswart Bech läutet. „Er läutet schön,“ denkt die bräutliche Lehrerin, „oder klingl's mir nur so, weil ich nun bald nicht mehr unterrichten werde?“ —

Redend und lachend eilt die muntere Mädchenchar in ihre Klassenräume. Auf dem unteren Korridor vor dem Lehrerzimmer steht der Herr Direktor mit der Uhr in der Hand, umgeben von den männlichen Mitgliedern des Kollegiums. Auch Oberlehrer Lange ist unter ihnen. Hier muß Bech vorbei; schon kommt er.

„Herr Hauswart, Sie haben zu spät geläutet!“ sagt der Direktor.

Der Schuldiener reißt die Hacken zusammen. „Sawohl Herr Direktor, 3/2 Minuten zu spät.“

„Wie kommt das?“

„Meine Frau will waschen, und da ist die Wanne auseinandergefallen. Wie wir beim Zusammensetzen sind, ist's Zeit zum Läuten. Wenn ich nun gegangen wäre . . .“

„So wäre die Wanne wieder auseinandergefallen, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Direktor!“

„Darum haben Sie die Wanne erst zusammengesetzt, ist's nicht so?“

„Sawohl!“

„Ist's nun auch ordentlich geworden?“

„Sawohl, Herr Direktor!“

„Dann ist's nur gut!“ lacht dieser, der bei ausgezeichnete Laune ist.

Das Schuljahr geht zur Neige, und Hauswart Zech's Probezeit ist bald vorüber. Sämtliche Bekehrkräfte und der Direktor befinden sich eines Nachmittags im Konferenzzimmer. Sie haben die Versetzungslisten abgeschlossen.

„Meine Damen und Herren, verweilen Sie noch einen Augenblick!“ bittet der Schulchef und klingelt nach dem Schuldiener. Der erscheint. „Herr Zech,“ spricht der Dirigent, „ich bin vom Magistrat angefragt, wie wir mit Ihnen zufrieden sind. Es handelt sich um Ihre endgiltige Anstellung. Sie werden doch bei uns bleiben?“

„Ich möchte schon, Herr Direktor, wenn . . .“

„Nein, nein, in den Keller sollen Sie nicht mehr. Sie lesen doch die Zeitung und kennen den Beschluß der Stadtverordneten?“

Johann Heinrich Zech macht eine Verbeugung.

„Nun also! Die Stadt wird Ihnen neben der Turnhalle ein Häuschen bauen, auch soll Ihre Frau ein Stückchen Gartenland erhalten, der Schulhof ist groß genug.“

„Das wäre herrlich!“

„Ich werde nun berichten, daß wir mit Ihnen sehr zufrieden sind und Sie pünktlich und gewissenhaft Ihres Dienstes gewaltet haben. Die Geschichte mit der „Wanne“ haben wir Ihnen vergessen und vergeben.“

Einige Herren lächeln.

„Ja, Herr Hauswart,“ fährt der Schulleiter fort, „gerade diese Affäre hat bewiesen, daß Sie ein durch und durch ehrlicher Charakter sind und garnicht lügen können, denn Sie hätten doch damals leicht eine Ausrede gefunden. Wir wollen also wünschen, daß wir noch recht viele Jahre zusammen wirken mögen!“ Er reicht ihm die Hand.

Hauswart Zech ist ob des Lobes sehr roth geworden. Er verneigt sich tief und spricht: „Ich danke sehr, Herr Direktor sind zu gütig.“ Dann tritt er ab.

„Ein Prachtmensch!“ wendet sich der Direktor zu seinen Untergebenen.

„Das ist er!“ pflichtet Oberlehrer Lange bei, er und sein Bräutchen daheim wissen es ganz genau.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Abstrichräthsel.

Frau, Mohr, Sitz, Unna, Kisten, Weib, Ring,
Bauten, Organe, Stab.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, derart, daß die stehen bleibenden Buchstaben zusammenhängen. Diese Gruppen müssen dann sinngemäß verbunden ein Sprichwort ergeben.

Bilderräthsel.



Anagramm.

Es sind 7 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b ersichtlich ist. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b im Zusammenhang eine liebe Gabe des Frühlings.

- | | |
|-----------------------|----------------------------|
| a | b |
| 1. Heizmittel | — Festungswerk. |
| 2. Vorname | — Klebstoff. |
| 3. Feldstreifen | — Land in Asien. |
| 4. Biblischer Name | — Insel im Mittelmeer. |
| 5. Insekt | — weibliches Wesen. |
| 6. Blume | — alter griechischer Gott. |
| 7. Griechische Göttin | — Nahrungsmittel. |

Zogogriph.

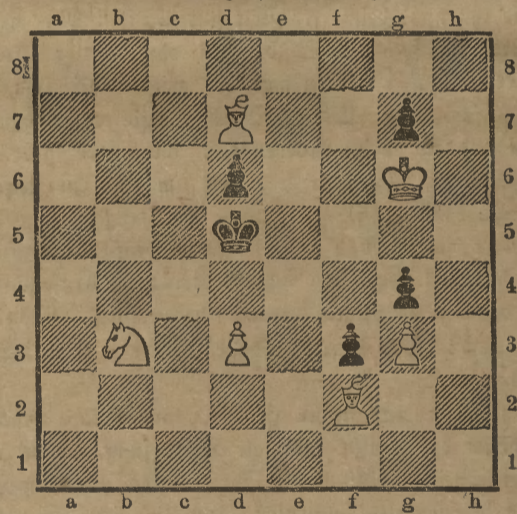
Im Marmor ist's, im Menschen auch;
Doch tritt hinzu nur noch ein Hauch,
So scheuchts die Eintracht und das Glück,
Der Sanfte scheut davor zurück.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 6 7 5 3 4	Sommervergnügen.
4 2 6 1 5 6	afrik. Hafenplatz.
3 2 4 4 5	Magethier.
4 8 6 6 5	Gefäß.
6 5 3 8	römischer Kaiser.
7 8 6 4 8 3	Geschäftsraum.
4 2 1	Zeitabschnitt.
7 2 3 7 5 3	Gefäß.
6 5 1 5 3	fremde Rasse.

Schachaufgabe.

Von B. Hülsen in Belk.



Weiß.

(6+5)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Parteiführer.

Auflösung des Kapselräthfels.

Lerne leiden, ohne zu klagen.

Auflösung der Schachaufgabe.

1. Tb8-b5, Tf3 beliebig; 2. f2-f4 (oder je nach dem Zuge des Schw. T-f2-f3, oder e3; oder Lg1-f2:) + Matt. — 1 beliebig; D, T oder S Matt.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Wally Kronheim, Franziska u. Arthur Segall, Martha Katayczak, A. Spiker, Meinhard u. Hugo Moses, Willi Bachmann, Luise Schallak, M. W. Elisabeth Stieff, Erna Schmidt, Erich u. Kurt Friedländer, Herta Lipowski, Georg Abraham Bromberg.